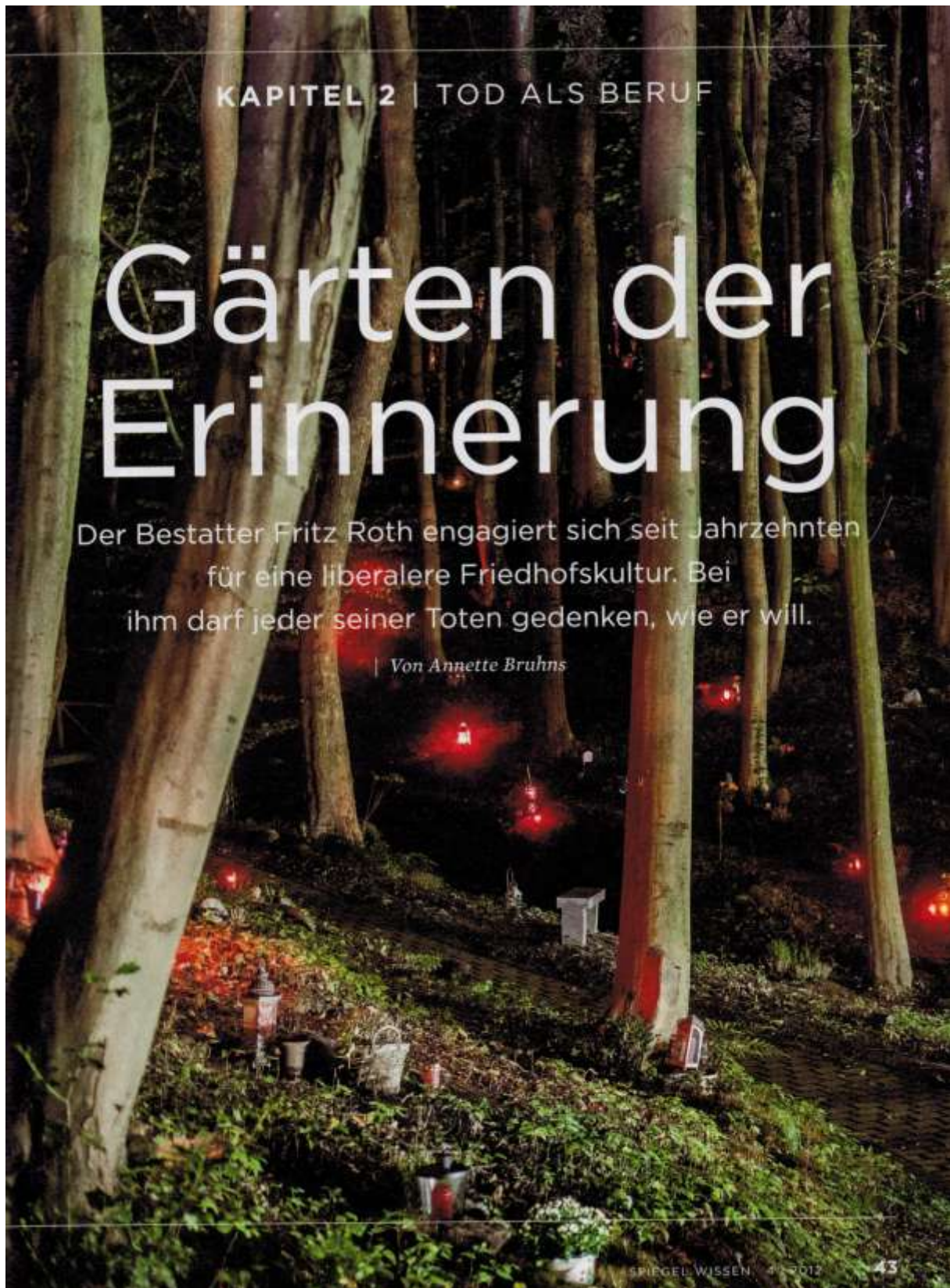




Offene Sterbekultur

Auf seinem privaten Friedhof versucht
Fritz Roth dem Tod mehr Würde
zu geben – und damit dem Leben.



TOD ALS BERUF

WILLKOMMEN im „tollsten Bestattungshaus der Welt“ – so preist es sein Eigentümer, Fritz Roth. Und tatsächlich strömen die Menschen zu ihm und seinem „Haus der menschlichen Begleitung“ im Bergischen Land – 20 000 waren es im vorigen Jahr. Seine unorthodoxen Ideen für den letzten Weg kommen gut an: offene Aufbahrungen, Beisetzungen in selbstgezimerten Särgen oder selbstbemalten Urnen, urige Grabmäler auf seinem Privatfriedhof und sehr individuelle Trauerfeiern – auf Wunsch mit Luftballons oder Konfetti.

Fritz Roth ist Deutschlands Missionar für eine bessere Sterbekultur. Jetzt muss er sich intensiv auch mit dem eigenen Tod befassen, er hat Krebs. Doch unbeeindruckt verkündet der 63-Jährige seine Botschaft: Lasst euch eure Toten nicht wegnehmen! Schaut sie an, verabschiedet sie, feiert für sie ein Fest!

Der Rheinländer ist der bekannteste einer kleinen, hochengagierten Riege von Bestattern, die die Sehnsucht nach einem ganz persönlichen Abschied befriedigen. Damit stemmen sie sich auch gegen eine gegenläufige Entwicklung: Während Jahr für Jahr mehr Tote anonym und mitunter sogar ohne Trauerfeier begraben werden, werben sie für Abschiedsrituale und Erinnerungsorte. Schätzungen zufolge werden mittlerweile 30 Prozent aller Toten namenlos begraben – 1999 war es noch jeder Vierte. Die Lebenden lassen die Toten verschwinden, als hätten sie nie existiert.

Es ist Donnerstag, rund 50 Besucher warten in Roths „Landhotel der Seele“, wie er sein Bestattungshaus nennt. Obstschalen stehen zwischen den Statuen. Der Vortragsaal ist hell und warm.

DIE TÜR FLIEGT AUF. Ein stattlicher Mann tritt ein, elegant in Jackett, rot gepunkteter Krawatte, Tuchhose. Fritz Roth ist ein gepflegter Mann, er verströmt den Duft von „Zen for Men“. Seine Bewegungen fließen wie bei einem Pantomimen; die Auswirkungen der Chemotherapie sieht man ihm kaum an. „Willkommen!“, mit vorgebeugtem Rumpf mustert Roth die Gäste.

Sein Blick geht zu einer pummeligen Altenpflegerin in der ersten Reihe: „Wenn Sie nicht leben würden, wäre die Welt ärmer.“ Die junge Frau prustet. „Sie sind ein Unikat“, fährt Roth fort, „und hoffentlich auch ein Unikum.“ Eine andere fragt er nach ihrem Namen, Joelle, aha, ein guter Name, ein „Markenname“ – und keine Nummer.

„Demnächst wird es in der Bibel heißen: Ich habe dir eine Pin-Nummer gegeben,

und bei deiner Pin werde ich dich rufen.“ Kinder unter einer gewissen Grammmzahl bekämen gar keinen Namen, schimpft Roth. „Totgeburt, männlich“, vermerke der Totenschein. „Würde!“ ruft er, „wir müssen dem Tod Würde geben! Und dem Leben!“

Und dann spult Fritz Roth das Programm ab, mit dem er schon mehrere Bücher gefüllt hat. Wettet gegen anonyme Beisetzungen als „Kapitulation vor der Menschlichkeit“. Schimpft über Friedwälder, an deren Bäumen nur Ziffern die Lage der Beigesetzten markierten. „Ein Grab ist ein Standpunkt!“ Fordert die Zuhörer auf, sich Zeit zu nehmen für den Abschied. Erzählt von der Mutter, die zwei Wochen lang täglich ihr totes Kind auszog, wusch, cremte, ankleidete, bis sie es loslassen konnte.

Weiter geht es, diesmal wider das „embalming“, der aus den USA kommenden Mode, Leichen zu schminken. „Hinterher sieht Opa aus, als käme er aus Ibiza statt von der Intensivstation.“ Ein entstelltes Gesicht könne man mit einem Tuch abdecken: Schon die Hand eines geliebten Menschen bringe Erinnerungen hoch. Im Sakralton verkündet Roth: „Eine Stunde bei einem Toten lehrt mich mehr als eine Bibliothek.“

Es gibt Zyniker, die sagen, Roths Zunft wolle sich mit Aufbahrungen im offenen Sarg nur eine neue Goldader erschließen.



Was zum Tod gehört

[1] Särge in Übergrößen müssen verstärkt werden. [2] Sargdeckel in unterschiedlichen Hölzern.

[3+5] Eine Verstorbene wird aus einem Krankenhaus abgeholt.

[4] Aufbahrung. [6+7] Geröllbrocken im Keller des Bestattungshauses Roth symbolisieren das Entsetzen über den Tod. Am „Pfad der Sehnsucht“ erinnern Namen an der Wand an Verstorbene.



TOD ALS BERUF

nicht die, die er wäscht, einsorgt und beerdigt. Es sind die, die bleiben. Der Verlust eines geliebten Menschen, sagt er, sei für Hinterbliebene wie eine Amputation. „Die brauchen aber keine Trauerbegleitung und keine Psychotherapie“, meint Roth, „sondern Menschen, die da sind, die mitweinen.“

ANGEFANGEN HAT FRITZ ROTH ganz traditionell. Damals, 1983, war die von ihm übernommene Firma Pütz ein klassisches Beerdigungsinstitut, mit schwarzem Schriftzug und Preislisten, die gedämpft verlesen wurden. „Behalten Sie den Verstorbenen so in Erinnerung, wie Sie ihn im Leben kannten“, lautete auch hier die Devise, „um den Rest kümmern wir uns.“

Für den Quereinsteiger war der distanzierte Umgang mit dem Tod ungewohnt. Roth ist Bauernsohn; zwei Missionare aus den Niederlanden hatten den Zehnjährigen einst so begeistert, dass der Hoferbe ihnen zum Entsetzen des Vaters ins Missionshaus folgte. Aber mit 17 verliebte er sich in seine Frau. Er studierte BWL, wurde Unternehmensberater und, mit 27, Vater.

Seine Frau war es dann auch, die ihn ins Bestattergewerbe drängte. „Sie hatte die Nase voll vom Alleinerziehen daheim, während ich unterwegs war.“ Für den Kauf ließ sich das Paar Geld bei der Bank. Sie zogen ins Bestatterhaus und begannen, Verstorbene abzuholen und in die Leichenhallen der Friedhöfe zu liefern. „unser Sohn fuhr nach der Schule oft im Leichenwagen mit“.

Aufbahrungen waren damals total out. „Wer sich am Sarg verabschieden wollte, musste bei Wind und Wetter in irgendein zugiges Friedhofskabinschen.“ Unwirsch schüttelt er den Kopf. „Trauer ist Liebe! Sie gedeiht nicht im Kühlhaus.“ Selbst Trauerfeiern fanden damals ohne die Hauptperson statt. „Die Hinterbliebenen sangen in der Kapelle, der Sarg stand draußen.“

Roth begann, nach neuen Trauerritten zu fahnden, an Universitäten, auf Reisen. In Griechenland entdeckte er den Brauch, dass Söhne die Gebeine der Eltern fünf Jahre nach der Beisetzung ausgraben, säubern und in Kästen legen, für Familienfeiern. Solche handfesten Rituale begeistern ihn.

1985 ging er in Essen beim Trauerexperten Jorgos Canacakis in die Lehre. Aus der Begegnung stammt Roths Begriff „Trauerpower“. Das sei die kreative Kraft, die durchlebte Trauer freisetze. Allerdings könne Trauer Jahre, sogar Jahrzehnte anhalten. Im Keller seines Bestattungshauses stellt der Kunstliebhaber das Entsetzen



über den Tod in Form von mächtigen, herabstürzenden Geröllbrocken symbolisch dar. „Es gibt keine Trauer light“, sagt Roth.

Genau vor dieser Auffassung graut es Rainer Sörries. Der Leiter der Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal warnt vor einer „Vergötzung der Trauer“, „nach dem Motto, wer nicht trauert, dem entgeht was“, klagt der Theologe. Für ihn ist der Tod der Feind, mit dem man sich eben nicht arrangieren könne. „Theologisch gesehen lastet er schuldhaft auf uns Sündern.“

Das Kunststück, in Zeiten namenloser Beisetzungen und verwahrloster Gottesacker einen Friedhof aufzumachen, findet Sörries allerdings bemerkenswert. Vor fünf Jahren war er Eröffnungsredner für Roths Friedhof.

Der Bestatter hat sich den einzigen Privatfriedhof Deutschlands durch viele Instanzen ertrudelt. Noch nach der Eröffnung versuchte ein konservativer CDU-Politiker, die Schließung per Verwaltungsvorschrift zu erwirken. „Die Beisetzung in der Urne wurde uns untersagt“, empört sich Roth, „wir sollten die Asche direkt ins Erdloch kippen. Barbarisch!“ Auf dem Klageweg erreichte er die Lizenz für Urnen. Sargbestattungen sind nach wie vor nicht gestattet.

Seine „Gärten der Bestattung“ sollen Modell stehen für bessere Friedhöfe im ganzen Land. Sie sollen zeigen, dass es auch ohne Tore geht, ohne Schilder mit Re-

geln wie „Kinder unter 12 Jahren nur in Begleitung Erwachsener“, ohne vorgeschriebene Steinneigungswinkel und Graustufungen. Die Ruhestätte ist Tag und Nacht und für jede Form des Gedenkens offen, egal ob kindliche Kritzelgemälde, Gartenzwerge oder verwitternde E-Gitarren. Auf einem Stein prangt sogar ein QR-Code, der zu einer Website über den Verstorbenen führt – neuester Schrei auf Grabmälern.

NUR EIN EINZIGES GESETZ gilt hier: Ein Name muss aufs Grab, immer.

In seinem Buch „Ruhe sanft“ deutet Rainer Sörries die anonyme Bestattung als Flucht vor dem „friedhofskulturellen Einerlei“. Initiiert worden sei dieses Einerlei zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Die sogenannten Friedhofsreformer forderten die Vereinheitlichung aller Grabmäler, mit Kreuzen, Steinen und Beeten gleicher Größe. „Schon Ordnung ist Schönheit“, lautete ihr Diktum. Es war eine berechtigte Abkehr von der bis dato üblichen Prunk- und Protzsucht, mit der sich reiche Bürger über den Tod hinaus zu übertreffen suchten.

„Sie konnten nicht wissen“, so Sörries, „dass sie damit tatsächlich das Friedhofsbild für das 20. Jahrhundert prägen und gleichzeitig ruinieren sollten.“ Nach der Jahrhundertmitte seien die Bestattungplätze in der proklamierten Gestaltungsstrenge erstarrt. Steinmetzen, Friedhofsgärtnern und Ver-



Die Ihre W

Kunterbunte Gräber

Auf dem Privatfriedhof in Bergisch Gladbach können die Angehörigen ihrer Phantasie freien Lauf lassen. Nur der Name muss auf jeder Grabstelle vermerkt sein.



DAS GEDENKEN IN REIH UND GLIED BEFRIEDIGT TRAUERENDE NICHT MEHR.

waltungen kamen die Vorschriften entgegen. „In genormten Grabfeldern“, so der Experte, „fanden sich Friedhofsbagger und Leichenzüge wesentlich besser zurecht.“

Inzwischen aber befriedigt das Gedenken in Reih und Glied die Deutschen nicht mehr. Sie wollen mehr Individualität. Und vielleicht gehören auch diejenigen, die sich für die Anonymität entscheiden, zur wachsenden Gruppe der Bestattungsindividualisten. Die Leipziger Soziologin Nicole Sachmerda-Schulz forscht derzeit nach Motiven. Als Entscheidungsgrund für die namenlose Beisetzung nannte zu ihrem Erstaunen niemand die geringeren Kosten. „Die Erinnerung an den Verstorbenen“, so die Doktorandin, „trage man doch sowieso am besten im Herzen, hieß es.“



Andere meiden den Friedhof ganz. Legal ist das zwar nicht – Deutschland ist eines der wenigen Länder auf der Welt, in dem die Bestattung auf einem Friedhof vorgeschrieben ist. Einzige Ausnahmen: die Seebestattung und der Friedwald.

ABER FAST JEDER BESTATTER kennt Wege, wie er eine Urne – über die Einäscherung in der Schweiz oder den Niederlanden – doch in die Hände seiner Kunden legen kann. Roth ermöglichte es, die Asche einer Verstorbenen von einer Rheinbrücke zu streuen. Er hat Verständnis für ausgefallene Wünsche – das Pressen der Asche zum Diamanten oder die Expedition ins All per Rakete. „Ich ermutige aber immer dazu, gleichzeitig einen zugänglichen

Erinnerungsort zu schaffen.“ Wer die Urne mit nach Hause nimmt, weiß nicht, welcher heimlichen Liebe des Verstorbenen er damit einen Ort des Gedenkens stiehlt.

Um für mehr Freiheit im Umgang mit den Toten zu werben, zieht Roth seit Jahren von Landtag zu Landtag. In Hannover hielt er 2005 bei der Neufassung des Bestattungsgesetzes ein Plakat von Michelangelo Pietà hoch. So hingebungsvoll wie dessen Maria den toten Sohn werde in Niedersachsen niemand sein Kind halten dürfen, wenn es nach der Vorschrift gehe. Danach sind Leichen nur „in geschlossenen, feuchtigkeitshemmenden Särgen“ zu befördern, in „ausschließlich“ für deren Transport bestimmten Fahrzeugen. Warum sollten Eltern ihr in der Klinik gestorbenes Kind nicht selbst im Auto heimholen können, es einkleiden und verabschieden?

Freitags solle überhaupt besser niemand sterben. „Nach 12 Uhr stellt die Krankenhausverwaltung keinen Totenschein mehr aus, da bleibt der Tote bis Montag in der Pathologie.“ Roth: „Das sind Zumutungen für Trauernde!“ Der Tod lehre zivilen Ungehorsam. Ein Mann habe in der Klinik verkündet, er werde sich an seine tote Mutter ketten, wenn sie ihm diese nicht überließe. „Da haben sie nachgegeben.“

Fritz Roth ist ein Rebell mit Verbündeten. Der CDU-Politiker Wolfgang Bosbach nennt ihn seinen „besten Freund“. Künstler



Urnen-
beisetzung
bei Bestatter
Pütz-Roth

und Denker, etwa der Musiker Purple Schulz oder der Autor Franz Alt, beteiligten sich an Roths Wanderausstellung „Der letzte Koffer“, in den sie Utensilien für die finale Reise packten. Roth, der Vereinsmeier, war Vorsitzender des Bundes Katholischer Unternehmer und im Vorstand der Akademikergesellschaft „International Workgroup of Death, Dying and Bereavement“. Auch Geistliche würdigen seine Mission. Der Kölner Pastor Jörg Wolke sagt, dass Roth die Kirchen zu Recht aufgerüttelt habe. „Viele Priester hetzen heute von Beerdigung zu Beerdigung“, klagt Wolke, „es gibt zu wenig Personal.“

Selbst die Konkurrenz lobt ihn. Gerhard Bajzik, Direktor beim Großbestatter Grieneisen, der in Berlin mehr als 3000 Todesfälle im Jahr betreut, findet Roths Bestattungskonzept „phantastisch“. Besonders deshalb, weil seine Firma längst dasselbe bietet – Sargbemalungen, Aufbahrungen, Rockmusik bei der Trauerfeier. „Genau wie er sagen wir unseren Kunden, dass Trauer viel Zeit benötigt“, so Bajzik, „nur sagen

wir es leiser.“ Allerdings fehle vielen Angehörigen in der Großstadt das Verständnis. „Die wollen das möglichst schnell hinter sich bringen.“

Deutschlands größter Friedhof liegt in Hamburg-Ohlsdorf. Schon auf dem Weg dorthin lassen sich die Veränderungen in der Sterbekultur besichtigen. Steinmetze säumen die Straße; das „Hanseatische Sarg-De-

pot“ wirbt mit: „Anonyme Bestattungen. Preiswerte Ausführungen“, nebenaan plakatiert das Großhamburger Beerdigungsinstitut einen Senior mit dem Slogan „Ich bin ein Vorsorger“.

In Ohlsdorf hat sich das Verhältnis Erd- zu Feuerbestattung in den letzten 30 Jahren umgekehrt. Es steht jetzt bei etwa 80 zu 20 für die Urne, sagt Rainer Wirz, der Friedhofsleiter. Ein Großteil der Urnen wird anonym beigesetzt. Viele Menschen wüssten gar nicht, was sie sich damit antäten. „Jede Woche rufen Hinterbliebene verzweifelt an. Wo genau die Urne ihrer Mutter liege, sie wollten sie jetzt doch in ein richtiges Grab umbetten.“ Das aber sei nahezu ausgeschlossen. Das Grundgesetz gebiete die Totenruhe, „auch für Gräber ohne gekennzeichneten Ort“.

Wirz versucht gegenzusteuern: Urnenreihengräber mit Namen sind in Ohlsdorf nicht teurer als anonyme Grabstätten. Die aufwendige Grabpflege, zu der vielerorts die Hinterbliebenen auf Jahrzehnte verpflichtet werden, ist nicht obligatorisch. „Wenn wir sehen, dass die Pflanzen verdorren, schreiben wir die Angehörigen an“, sagt Wirz. Im Zweifel wird ein Beet dann „in Rasen gelegt“ – Halmgrün statt Blumenschmuck. Der Stein bleibt stehen.

In Ohlsdorf gibt es Grabstätten für Muslime und für Chinesen, es gibt Stätten exklusiv mit Rosen und mit Schmetterlingen, dem Symbol der Wiedergeburt. Paare können sich in gepflegten Gemeinschaftsanlagen bestatten lassen, ihre Namen kommen auf dezente Stelen am Rande. Auch Baumgräber und Ruhewälder sind längst Teil des Friedhofsangebots. Selbst Pomp hält wieder Einzug: Eine schwules Paar hat gerade ein Mausoleum beantragt – eine letzte Stätte zum Preis eines Einfamilienhauses.

Der Stolz des Friedhofs aber ist das neue Bestattungsforum. Hier gibt es – „erstmal in Deutschland“ – Familienzimmer neben den Trauerfeiersälen sowie Wartehallen

mit Videoübertragungen und im Keller ein nobles Urnenkolubarium in einer Krypta. Daneben befinden sich Aufbahrungsräume, die kleinen Wohnzimmern ähneln. „Wie bei Fritz Roth“, sagt Wirz und zwinkert, „nur fehlen bei uns Fenster.“

Die Tage des umtriebigen Bestatters Deutschlands mögen gezählt sein – die seiner Firma nicht. Seine Frau soll weiter den „Finanzminister“ machen, seine beiden Kinder leiten das Unternehmen schon heute. Sohn David, 34, hat im Hospiz gearbeitet, bevor er sich für den Beruf des Vaters entschied. „Ich bin nicht ganz so missionarisch wie er.“ Aber streitbar sei er auch, so Roth junior. „Der Friedhofszwang wird fallen, den lassen sich die Leute nicht mehr lange gefallen.“

Den Senior würden viele vermissen. Vor allem die, denen er beistand. Angelika Beyers Tochter starb in der Silvesternacht 2009. „Mo“, wie alle sie nannten, war 17. „Wir haben ihr um Mitternacht noch Sekt auf die Lippen gestrichen.“ Mo Beyer starb binnen 24 Stunden an einer Hirnhautentzündung.

„ENTWEDER MAN ZERBRICHT an so einem Verlust“, sagt Beyer, „oder man wächst. Wer die Trauer verdrängt, wird krank.“

Die Orthopädin zeigt gebräuntes Bein auf Pfennigabsätzen unter ihrem kurzen Flatterkleid. Sie ist eine rheinländische High-Society-Lady mit eigenem Pferd; die Kinder besuchten Schweizer Schulen.

Seit Mos Tod war Beyer fast wöchentlich zu langen Gesprächen bei deren Bestatter. „Fritz Roth ist einer der wichtigsten Menschen in meinem Leben geworden.“ Am Anfang habe sie „von der ersten bis zur letzten Minute“ geweint. Und er, der Vielredner, habe geschwiegen. Zugehört. Und ein paar Dinge gesagt, die ihr halfen.

„Mein Auto, mein Haus, mein Pferd“, Beyers Blick wird durchdringend. „Das ist Verpackung. In den Sternenhimmel gucken, das ist Glück.“

Fritz Roth sagt, er sehe dem Tod gelassen entgegen. Und dann weint er, als er von seinem Idol erzählt, Dietrich Bonhoeffer. „Wer von uns hätte den Mut, für seine Ideale so bedingungslos zu sterben wie er?“

Er selbst hat noch viel vor: eine Reise entlang der Seidenstraße, ein Klagehaus für seinen Friedhof. Und natürlich, ganz wichtig, die Liberalisierung der Sterbehilfe.

„Solange ich morgens die Augen aufmache“, sagt Roth, „können sich alle warm anziehen.“

Umfrage Bestattung

„Haben Sie sich schon Gedanken darüber gemacht, was mit Ihren sterblichen Überresten geschehen soll, wenn Sie gestorben sind?“



TNS Forschung vom 25. Februar bis 7. März 2011; 1000 Befragte ab 14 Jahre